

lehnt, die Entwicklungsgeschichte der Kulturen als einen bloß biologischen Kreislauf aufzufassen, und zwei mächtige Triebfedern des menschlichen Geschehens aufgezeigt: den Anruf der Aufgabe, die durch eine bestimmte raumzeitliche Umwelt gestellt wird, und die Antwort der Freiheit, d. h. des sich frei der Aufgabe stellenden schöpferischen Menschen. Hier setzt Tritsch ein und will die anthropologisch-soziologische Untersuchung tiefer treiben. Nach seiner Ansicht kommen auf hundert Menschen etwa fünf Initiativ-Träger (also weniger als bei Toynbee). Ihr Auftreten ist zwar an eine gewisse biologische Erbmasse gebunden, aber die Entfaltung der Erbanlage ist damit noch keineswegs gegeben. Die Initiativbegabung „kann durch Erziehung weitgehend ermutigt, gefördert oder erschwert, ja ganz erstickt werden; aber durch bloße Erziehung erwerben ... läßt sich die Initiative niemals“ (30).

Indes, mit der Erziehung ist das Wirken des schöpferischen Menschen noch keineswegs gesichert. Die Gefügigen, die Konformisten, die Herdenmenschen laufen den Führernaturen nicht einfach nach. Besonders in diesem Punkte hält der Verfasser die Ansicht Toynbees für ergänzungsbedürftig. Der Initiativ-Träger kommt nur zum Zuge, soweit die Umwelt ihm das gestattet. Mit Umwelt ist mehr gemeint als „Milieu“. Sie umgreift die Vorurteile, Moden, Glaubensartikel und Wertungen (102), welche die Masse beherrschen, außerdem die moralischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse (242). Wie ist nun das Verhältnis von Initiativ-Träger und Masse? Das wird nie völlig geklärt. Einerseits sind die gängigen Wertungen den Mitläufern von Königen, Halbgöttern und Marktschreibern aufgezwungen worden (102), andererseits kommt es ganz darauf an, wie die Massen jene Halbgötter und Marktschreier aufnehmen, „ob die Neuerer als Vorbilder gelten oder als Lasterer der Götter und der Sitten“ (192). Im ersten Falle kommt der Hosannaruf, im zweiten Falle werden sie gekreuzigt oder doch ins Dunkel zurückgestoßen. Sie sind dann dazu verdammt, asozial zu werden. Aus den Kräften, die hätten aufbauen können, werden Vulkane der Zerstörung, Umstürzler, Verbrecher.

Keine Kultur (Tritsch spricht stets von Zivilisation) braucht zu sterben — solange sie den Schöpferischen, die anlagemäßig keinem Zeitalter und keiner Kulturstufe fehlen, Schaffensraum gewährt. Nur dort, wo für sie kein Aufstieg mehr möglich ist, wo die Stände sich kastenförmig abschließen, wo der Mandarin und der Bürokrat herrschen — dort ist Gefahr im Verzug. Auch unsere abendländische Kultur ist keineswegs zum Untergang bestimmt, wenn sie den schöpferischen Aktivisten die Türe nicht verschließt, wenn die „synthetischen Großzentralen“ der westlichen Zivilisation Plätze freihalten für

freie, persönliche Entscheidung und Verantwortung.

Ein wertvolles Buch. Daß die soziologische Gestalt der einzelnen Kulturkreise ständig im Flusse ist, darf aber nicht dazu führen, das Ewig-Menschliche, das überzeitliche Wesen der Humanitas und der ihr zugeordneten religiösen und sittlichen Werte zu verdunkeln und den an keine Kulturform und keine Zeit gebundenen Gehalt des Christentums zu unterschätzen.

G. F. Klenk S.J.

Sieburg, Friedrich: Die Lust am Untergang. Selbstgespräche auf Bundesebene. (374 S.) Hamburg 1954, Rowohlt Verlag. Ln. DM 12,80.

Das Buch besteht aus einer Serie scharfsinniger, gewandt abgefaßter Aufsätze zur Zeit. Unser „bundesdeutsches Leben“ von heute und darüber hinaus deutsche Art und Eigenart überhaupt geben Sieburg Anlaß zu rückhaltloser Kritik. Bisweilen scheint er zu übertreiben. Da hören wir u. a. vom Doppelcharakter des Deutschen: es ist in ihm die „Fähigkeit zur äußersten Humanität“ und daneben die „nicht minder deutliche Fähigkeit zur rohen Gewalt“ (29). Aber ist dies nicht ein Zwiespalt, der dem Menschlichen als solchem zukommt? Oder „wir arbeiten um der Arbeit willen, weil uns das Talent zum Glücke fehlt“ (35). Das ist schon eher ein spezifisch deutsches Laster. Sieburg liebt grelle Farben, sowohl im Lob als im Tadel. Ist es nicht zu dick aufgetragen, wenn da ganz allgemein von den Deutschen gesagt wird: „Ein Volk mit wenig Hoffnung, von betonter Glaubenslosigkeit und fast ohne die Gabe der Liebe?“ Solche Urteile dürfen nicht auf die Goldwaage gelegt werden.

Was Sieburg über den Snobismus im Spiel mit Untergangsstimmungen sagt, ist treffend und sollte wohl gehört werden. Dieses Spiel ist höchst unehrlich; denn man malt mit viel Witz und Selbstzufriedenheit die Vernichtung der Gesellschaft, des eigenen Volkes, des Abendlandes aus, hofft aber, sich selbst retten zu können (61).

Gut getroffen ist auch die bundesdeutsche Lethargie. Sie ist genau beschen nur Hülle. Darunter lauert die Nervosität, „die nur darauf wartet, die Form einer Panik anzunehmen“ (66/67). Wie armselig ist unser Geschlecht! Es bringt keine Würde in letzten Schicksalsstunden auf. Wie großartig haben sich, so meint der Verfasser, dagegen frühere Kulturen zum Sterben gelegt. Nun, hier wird der Schleier des tausendjährigen Abstandes manche Erbärmlichkeit des Kulturzerfalls barmherzig zudecken.

Was Sieburg über das Verhältnis des Deutschen zu seiner Geschichte, über den Film, die Musik, die deutsche Literatur, den Rundfunk sagt, erspart uns nichts. Aber man sollte ernsthaft darüber nachdenken.

Zum Besten des Buches gehören die Aufsätze über Rilke und den Rilkekult. Auch er ein Zeichen der Zeitkrise.

Im ganzen gesehen, darf man Sieburg für seine offenerherzigen Worte dankbar sein, wenn man auch wünschte, die positive, aufbauende, wegweisende Seite dieser geistvoll und stilistisch sehr gut geschriebenen Betrachtungen möchte stärker sein. Das Messer des Chirurgen ist gut, aber die geschnittenen Wunden müssen dann auch wieder genäht und verbunden werden. In etwa geschieht das dadurch, daß man auch hinter den schärfsten Worten Wohlwollen und Liebe für unser Volk spürt und bisweilen einen feinen Anflug wissenden und verstehenden Humors, der dem Allzumenschlichen gegenüber nicht in Verzweiflung gerät. Das Ziel der Auseinandersetzung des Verfassers mit der Zeit ist erzieherisch. Er möchte die Deutschen zu humanistisch gestimmten Menschen machen und Deutschland zu einem Lande, in dem gepflegte Menschlichkeit und europäisches Denken zu Hause sind. Um dieses Zieles willen darf man ihm manchen scharfen Geißelhieb, manche bittere Ironie nachsehen. Andererseits freilich wird mancher vielleicht vermerken, daß seine Kritik nicht in die letzten anthropologisch-metaphysischen Tiefen des Zeitproblems reicht und daher die volle Tragweite unseres Verfalls nicht ganz ans Licht bringt.

G. F. Klenk S.J.

Rußland

Heyer, Friedrich: Die orthodoxe Kirche in der Ukraine von 1917—1945. (259 S.) Verlagsgesellschaft Rudolf Müller, Köln-Braunsfeld 1953. (In: Osteuropa und der deutsche Osten. Beiträge aus Forschungsarbeiten und Vorträgen der Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen, III, Westfälische Wilhelms-Universität zu Münster).

Der Verfasser, selbst Protestant — was seine Unkenntnis kirchlicher Terminologie erklärt —, stützt sich in seinen aufschlußreichen Ausführungen vor allem auf Berichte orthodoxer Hierarchen der russischen Kirche, die er während des Krieges in der Ukraine

kennenlernte. Er behandelt klar und übersichtlich, wenn auch manchmal etwas weit-schweifig, die verwickelte Geschichte des ukrainischen Christentums unter den vielfach wechselnden Regimen von 1917—45, auch die Geschieke der orthodoxen Kirche in Polen und die der Unierten in der West-ukraine und in Karpato-Rußland. Ebenfalls über die Entwicklung der ukrainischen Kirche in der Emigration wird berichtet.

Innerlich steht der Verfasser ganz auf seiten der Moskauer Patriarchatskirche. Die Bestrebungen zur Bildung einer nationalen ukrainischen Kirche sind ihm von vornherein „schismatisch“, wobei er vergißt, daß doch auch die Moskauer Kirche einst ihre Autokephalie auf Grund desselben Prinzips des Nationalkirchentums errang, auf das sich die Ukrainer beriefen. Seine Beurteilung der jetzigen Haltung der Moskauer Kirche gegenüber dem Regime scheint uns zu positiv. Man findet kein Wort über die Predigt des Hasses während des Krieges und über die Belobigung des kommunistischen Systems durch die Moskauer Hierarchen. Für uns besonders interessant sind die Ausführungen über die deutsche Kirchenpolitik in Polen und der Ukraine während des Krieges.

Der Verfasser bemüht sich ohne Zweifel ehrlich um Sachlichkeit in der Darstellung, was z. B. hervortritt bei seinem Bericht über die Enteignung und Zerstörung orthodoxer Kirchen in Polen (1938). Bei der Behandlung der Geschehnisse in der unierten Kirche gelingt es ihm aber nicht, wirklich objektiv zu bleiben. Gegenüber diesen Kapiteln des Buches müssen wir die stärksten Vorbehalte anmelden. Für ihn bringt die Union mit Rom nur „konfessionellen Zwiespalt“. Die gewaltsame Unterdrückung der Union durch die Zaren wird entschuldigt (S. 24), die durch die Bolschewisten als „Missionserfolg“ der Orthodoxen begrüßt (S. 242), wenn V. auch die Methoden als „überstürzt“ kritisiert und die Tatsache, daß Gewalt gebraucht wurde, anerkennt. Zudem finden sich hier in der Darstellung nicht wenige Ungenauigkeiten und Falschheiten. V. ist hierüber offenbar nicht gut informiert.

W. de Vries S.J.